

Stadt und Land : zeitgemässe Reflexionen zu einem alten Thema

Autor(en): **Caratsch, Reto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **1 (1945)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

STADT UND LAND

Zeitgemäße Reflexionen zu einem alten Thema

Von *Reto Caratsch*

Die Kriegsjahre haben bei uns die Bedeutung der Landwirtschaft als Nährstand wieder sinnfällig gemacht. Mit einer Kraftanstrengung, die einen jährlichen Mehraufwand von gegen sieben Millionen Arbeitstagen umfaßt, leistet sie ihren Beitrag im Kampf gegen Blockade und Hunger. Die «Anbauschlacht» hat uns aber auch darüber belehrt, wie stark unsere natürlichen Reserven zusammengeschnitten sind. Der Boden ist rar geworden, und wir haben zu wenig Bauern, zu wenig Knechte, zu wenig Mägde. Der Staat muß eingreifen und wohl oder übel Zehntausende von berufsfremden Arbeitskräften bis hinunter zum landhilfedienstpflichtigen Schulkind in die bäuerliche Tätigkeit versetzen. Das alles ist Grund genug, über die Strukturverschiebungen nachzudenken, die seit den Tagen unserer Urgroßväter das Gesicht der Schweiz radikaler umgestaltet haben als das vorausgegangene halbe Jahrtausend.

Wie steht es in der Schweiz mit dem Gleichgewicht von Stadt und Land?

Eine scharfe Trennung zwischen den beiden hat es noch vor wenig mehr als hundert Jahren gegeben. Damals steckten die Städte, die alle zusammen weniger als ein Fünfzehntel der Gesamteinwohnerschaft ausmachten — Zürich hatte nur 17 000 Einwohner auf dem damaligen Stadtgebiet, also nur den zwanzigsten Teil der Menschenmassen, die es heute bevölkern — noch in ihrem dicken Panzer von Mauern und Türmen und wachten eifersüchtig über ihre Privilegien. Seitdem die Festungswerke geschleift wurden, die Bauern sich die Freizügigkeit erstritten (was eine sehr problematische Errungenschaft war) und besonders seitdem die Eisenbahnen, diese wahrhaft revolutionäre Erfindung, ihren Betrieb aufnahmen, ist die Scheidewand zwischen Stadt

und Land gefallen, und das ganze Schweizervolk ist mit einer unerhörten Schnelligkeit durcheinander gewirbelt und vermischt worden. Ein Glück ist es dabei nur, daß es nicht zur Bildung ausgesprochener Industriestädte kam, wie etwa in Deutschland und England, wo die sozialen Gegensätze sich um so stärker zuspitzten. Unsere Fabriken sind über den größten Teil des Landes zerstreut; sie stehen oft mitten im Grünen im Umkreis eines Dorfes, wie das jüngste Beispiel, die Holzverzuckerungsfabrik in Domat/Ems, zeigt.

Wo fängt die Stadt an und wo hört das Land auf? Wer von Chur nach Zürich fährt und am Abend vor dem Beginn der Verdunkelung etwa von Richterswil aus die Milchstraße von Lichtern erblickt, die sich an beiden Seeufern fast ohne Unterbruch bis zur Metropole an der Limmat hinziehen, wird die Frage unmöglich beantworten können. Der große Vorzug dieser Streuung liegt darin, daß es wohl eine Verschiedenheit der Wirtschaftsinteressen etwa zwischen den von der Teuerung bedrängten Konsumenten in der Stadt und zwischen den Bauern gibt, die ihren Anspruch auf höhere Produktpreise vertreten, aber keine Feindschaft und keine Verbitterung. Wieviel Sehnsucht nach dem Lande kommt bei den Hunderttausenden von Städtern zur Geltung, die am Sonntag die Heimat durchwandern! Wieviel Gebehrfreudigkeit beweisen gerade die großen Städte, wenn eine Hilfsaktion für ein notleidendes Bergdorf unternommen wird! Mit welchem Enthusiasmus haben sich Unternehmer und Arbeiter der Fabriken auf das Pflanzwerk geworfen! Nicht umsonst waren die ersten, die in der Schweiz das Lob des bäuerlichen Lebens gesungen haben, Städter, der Berner *Albrecht von Haller* mit seiner poetischen Verherrlichung der Alpen und ihrer Bewohner, der Genfer *Rousseau*, der die Rückkehr zur Natur predigte und die Bauern und Hirten regelrecht in Mode brachte, und der Zürcher *Pestalozzi* mit seinem überströmenden Idealismus und seinem Mißgeschick in geschäftlichen Dingen, das sein erstes landwirtschaftliches Experiment auf dem Neuhof bei Birr zur Katastrophe werden ließ.

Ein Mann vom Lande aber war es, der mit allen Beschönigungen des bäuerlichen Lebens aufräumte. Jeremias Gotthelf, der Pfarrer von Lützelflüh, hat schon in seinem wuchtig-unbeholfenen und warmherzigen Erstlingswerk, dem «Bauernspiegel», das herkömmliche Bild von der glücklichen, idyllischen und zufriedenen Berner Landschaft zerstört und den Geiz, die Feigheit, die den Schwachen drangsaliert, das schutzlose Waisenkind ausbeutet, aber sich vor den Mächtigen und

Besitzenden duckt, die Heuchelei und den Neid, die sich ein frommes Mäntelchen umhängen, an den Pranger gestellt. «Qui aime bien, châtie bien», das könnte als Motto über dem mit der Handschrift eines großen Eiferers und Erziehers entworfenen «Bauernspiegel» stehen.

Zwischen Stadt und Land kann man nicht Partei nehmen, wenn man die Dinge sieht, wie sie sind. *Städter* und *Bauer* sind *zwei verschiedene Wesen*; jeder hat seine eigene Seelenhaltung und seine besondere Aufgabe, und wer es mit beiden gut meint, der sucht ihre Lebenskreise nicht zu vermischen, nicht dem Städter ein Sennenkäppli aufzusetzen und ihm das Jodeln beizubringen, aber auch nicht unsere Bauertöchter mit dem falschen Prunk und Flitter der Bazare auszustaffieren, der ihnen so schlecht steht. Mögen sie ihre getrennten Wege gehen — die Hauptsache ist, daß sie sich verstehen, daß sie miteinander reden können. Die Stärke des echten Bauern ist seine Ruhe, seine Geduld und Besonnenheit, seine Unentwegtheit bei Schicksalsschlägen. Er zeichnet sich durch seinen Sparsinn aus, durch sein Heimatgefühl, durch den Unabhängigkeitssinn des «pur souveran», durch seinen beschaulichen Charakter. Ein hoher Offizier, der während der Grenzbesetzung 1914—1918 oft in Graubünden Dienst tat, hat einmal mit Bewunderung von den Bauern erzählt, die er etwa an Winterabenden im Dorfwirtschaftshaus sah, wie sie gelassen, zufrieden, wenig Worte machend, maßhaltend bei ihrem Quintin Veltliner saßen, der erst beim Nachhausegehen endlich ausgetrunken war. In Zürich hat man ein ganz anderes Tempo. Der Bauer aber lebt in traditioneller Gebundenheit; er kann gar nicht anders als konservativ sein, und man muß auch die Kehrseite der Medaille in Kauf nehmen, einen oft fast fanatischen Eigentumsbegriff, die Gefahr der Erstarrung in der Enge, des Mißtrauens und der Unaufrichtigkeit.

Stellt der Bauer also den *Beharrungstypus* dar, so finden wir im Städter den *Bewegungstypus* verkörpert, mit seiner Aufgeschlossenheit, Begeisterungsfähigkeit, der Bereitschaft, sich leuchtende Zukunftsbilder auszumalen, aber auch mit seiner Veräußerlichung, der Sensationslust, der Unrast und Heimatlosigkeit.

Der wunde Punkt ist das übermäßige *Wachstum der Städte* und stadtähnlicher Siedlungen. Die Stadt frißt das Land, das Wort ganz buchstäblich genommen. Sie frißt nicht nur in ihrem nächsten Umkreis Wiesen, Äcker, Ställe und Scheunen, sie entzieht auch dem Lande bis in die hintersten Bergtäler hinauf Menschen, meistens die Jungen, oft gerade die Intelligentesten, Gesundesten und Unternehmungslustig-

sten. Sie läßt die Leute an die Futterkrippe heran, aber sie saugt damit die Dörfer aus und läßt sie entkräftet zurück. Vor hundert Jahren lebte, wie schon bemerkt, weniger als der fünfzehnte Teil der Schweizer in den Städten, heute aber schon nahezu *ein Drittel*. Die vier größten Städte unseres Landes allein haben in dieser Zeit um mehr als 600 000 Einwohner zugenommen. Wenn es so weiter geht, wird in dreißig Jahren die Hälfte des Schweizervolkes in den Städten leben. Zum Bauerntum gehört jetzt schon nur noch wenig mehr als ein Fünftel der Bevölkerung!

Mit der Verstädterung geht auch das *Absinken der Geburtenzahl* Hand in Hand, wenigstens bis zu den Jahren 1940—1943, die die Kurve wieder ansteigen lassen, wenn auch noch nicht zur Höhe um die letzte Jahrhundertwende. In den engen Wohnungen der städtischen Mietskasernen, wo jeder Quadratmeter ängstlich nach der Rendite auskalkuliert ist, fällt es schwer, an das Naturgebot des Fortlebens von Geschlecht zu Geschlecht zu denken. «Das Renditenhaus mordet die Kinder», hat einmal ein Abgeordneter im Nationalrat zutreffend erklärt. Im unpersönlichen städtischen Mietobjekt, wo alles auf Gas und Elektrisch läuft und wo die Kündigung erfolgt, wenn der Zins nicht pünktlich eingeht, fehlt *der Herd* im alten frommen Sinne als Mittelpunkt der Familie. Wie sollte man sich da zu Hause fühlen? In einer Großstadt wie Zürich herrscht bei Zehntausenden, die alljährlich in die Stadt einziehen, oder sie verlassen, oder die Wohnung wechseln, ein unaufhörliches Kommen und Gehen.

Wie steht es unterdessen auf dem Lande? Von den 3000 Gemeinden der Schweiz sind seit dem Jahre 1850 nicht weniger als 1300 in die Entvölkerung einbezogen, und sie verteilen sich auf beinahe alle Kantone. Die Ausblutung der *Gebirgstäler* aber muß besonders ernst genommen werden; denn sie ist es vor allem, die die Schweiz zusammenschrumpfen und an natürlichen Kräften ärmer werden läßt. In Graubünden entvölkern sich seit einem Jahrhundert ständig mehr als 100 Gemeinden von den 230, die es früher, und den 224, die es heute gibt. Mit einem Gejammer über die Flucht von der Scholle ist natürlich noch keine Abhilfe geschaffen. Man muß zunächst einmal fragen: *Warum* wandern die Leute aus?

Die einen wanderten aus, weil ihre Berggemeinde übervölkert war, weil auf dem zerstückelten, steinigen Boden tatsächlich kein anständiges Auskommen für eine arme Familie mehr zu finden war oder weil ihnen das Leben dort nicht gut bekam, wie etwa in Soglio, wo man

schließlich herausfand, daß in den dumpfen, schattigen Wohnungen die Tuberkulose unheimlich rasch um sich griff. Indessen sind solche Unglücksgemeinden doch nur die Minderheit.

Warum wanderten aber die anderen aus? Sie taten es wegen der Konkurrenz von *Amerika*, das die meisten Bergbauern zum Verzicht auf den Getreidebau veranlaßte, so daß sie keine Selbstversorger mehr waren, sondern zum großen Teil als Konsumenten in Abhängigkeit vom Markt gerieten. Sie wanderten aber auch aus, weil man ihnen moderne *Straßen* und sogar *Eisenbahnen* baute, in der wohlmeinenden Absicht, ihre abgelegenen Täler zu beleben, während gerade die umgekehrte Wirkung eintrat und die modernen Verkehrsmittel zur Flucht aus der engeren Heimat benützt wurden. Sie wanderten aus — und das ist der Hauptgrund — weil man ihnen allzulange die Verbesserung der *materiellen Lebensbedingungen* als den Fortschritt schlechthin gepredigt hatte. Sie wanderten aus, weil sie *Vergleiche* mit der Stadt anstellten und fanden, daß das Leben dort freier, bequemer, kurzweiliger und der Gewinn größer sei als auf ihren kümmerlich rentierenden Bauernbetrieben. Die Töchter vom Lande nahmen Stellen in der Stadt oder in Kurorten an, weil sie etwas «Besseres» heiraten wollten als einen Bauernsohn.

Und nun: *Was kann man dagegen tun?* Mit gutem Willen sehr viel. Es gibt Abwehrmaßnahmen auf materiellem und geistigem Gebiete. Was die erstgenannten betrifft, so begnügen wir uns — alle Fragen der Preisgestaltung, der Hebung der landwirtschaftlichen Technik, der Qualitätsverbesserung überspringend — mit ein paar Hinweisen. Die schweizerische Landwirtschaft leidet an drei großen Krebsübeln, und wenn man die Menschen wieder an die Scholle binden will, so muß die Reform mit dem Kampf gegen diese drei Krankheiten verbunden sein. Sie bestehen einmal in der maßlosen Steigerung der *Bodenpreise*, in der Überzahlung des Bodens, der ein Drittel, ja manchmal die Hälfte mehr kostet, als seinem Ertragswert entspricht, sodann in der unbeschränkten *Verschuldungsmöglichkeit* der landwirtschaftlichen Grundstücke, die unter der Last der Hypotheken erdrückt werden, und endlich, vor allem in den Gebirgsgegenden, in der *Bodenzersplitterung*, die eine vernünftige Bewirtschaftung der in 20, 30, ja oft noch mehr Parzellen zerfallenden Güter erschwert. Die Bekämpfung dieser Krisenherde ist eine Aufgabe der eidgenössischen Politik und Gesetzgebung, und die Bundesverwaltung, wo ein bauernfreundlicher Geist weht, hat die ersten Schritte bereits unternommen. Wir haben das *eidgenössische*

Entschuldungsgesetz von 1940, das einen Riegel schiebt gegen das Anwachsen der Verschuldung, nachdem diese sich in den letzten sieben Jahrzehnten verdreifacht hat und in Milliardensummen geht, und nachdem nicht weniger als 20 000 Bauernbetriebe reif für die Zwangsvollstreckung geworden sind. Gegen die *Bodenspekulation* wendet sich ein bundesrätlicher Vollmachtenbeschluß vom Januar 1940, ein wahrhaft epochemachender Akt der Agrargesetzgebung, der den Behörden das Vetorecht bei Grundstückverkäufen einräumt und darauf gerichtet ist, den landwirtschaftlichen Boden den Bauern zu erhalten und ihn nicht in die Hände von städtischen Kapitalisten übergehen zu lassen, die die Preise in die Höhe treiben. Eine große Umwälzung in den Auffassungen vom Bodenrecht bereitet sich vor, die den Bauernstand von der Kommerzialisierung, von dem spekulativen Denken, das aus der Zeit des schrankenlosen Liberalismus stammt, loslösen will. Der Boden soll keine Ware sein wie ein Sack Polenta, ein Automobil oder eine Handharmonika, die beliebig von einer Hand zur anderen wechseln können.

Wir müssen *konstante Besitzverhältnisse* anstreben und das Bauerntum nicht als ein Geschäft oder ein Gewerbe betrachten, sondern als eine *Lebensform*. Mit der Gewährung einer unbegrenzten Verschuldungsmöglichkeit versündigt man sich an der nachfolgenden Generation, die dann oft den Mut nicht mehr aufbringt, einen finanziell verpfuschten Betrieb zu übernehmen und lieber das Dorf verläßt, um irgendwo als Postbeamter unterzukommen oder sich in der Stadt einen kleinen Spezereiladen aufschwätzen zu lassen, von dem sie nichts versteht und der ihr neue Enttäuschungen bringt. Die *Lösung* muß heißen: Wandlung des Eigentumsbegriffes im bäuerlichen Bereich, Zweckbindung des Bodens als Nährraum, Bestimmung des Ertragswertes als allein gültigen Maßstab für die Bodenpreise, in der gleichen Proportion Beschränkung der Errichtung von Pfandrechten, aber auch Reform des ländlichen Erbrechtes, um der Zerstückelung des Bodens Einhalt zu gebieten. Allzulange hat man die Dinge treiben lassen. Man muß eingreifen, bevor es zu spät ist. Die Bauern müssen aber auch ihren Beitrag leisten durch die Mithilfe bei der *Güterzusammenlegung*, die mit einem fatalen Erbe der Vergangenheit aufräumen soll, und sich nicht hartnäckig hinter alten Gewohnheiten verschanzen. Noch bleibt die Hauptsache zu tun; denn auf einem Gebiet von 500 000 ha, mehr als der Hälfte unseres schweizerischen Kulturlandes, muß die Güterzusammenlegung erst noch in Gang kommen.

Wer soll auf *geistigem Gebiet*, mit den Waffen des Gemütes und der Erziehung, den Kampf führen gegen das Überwuchern einer städtischen Pseudozivilisation, die die Flucht von der Scholle begünstigt? Die Antwort versteht sich von selbst: es ist die *Kirche*, es ist die *Familie* und es ist die *Schule*. Es ist auch die *Gemeinde*, sofern sie eine echte Dorfgemeinschaft darstellt und nicht den Schauplatz von Zänkereien und Leidwerkereien, mit denen man sich nirgends das Leben so unerträglich verbittern und vergällen kann wie im engen Kreise der Dorfbewohner. Es ist der Pfarrer, nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in der Sprechstunde, die er in seiner Wohnung abhält und wo er sich als Berater der Gemeindegossen bewähren kann. Es ist der *Lehrer* im Dorfe, der nicht nur Jugendbildner ist, sondern meist auch noch Dirigent, Regisseur, Sekretär, Aktuar, Schriftsteller oder gelegentlicher Journalist, Maler, Amateurhandwerker, Spezialist für Bienen- oder Hühnerzucht und was es sonst noch alles gibt. Neben allen diesen Rollen gibt es noch eine wichtigere, die Aufgabe des Lehrers als *Berufsberater*. In Graubünden gibt es keine von den Gemeinden organisierte Berufsberatung wie in anderen Kantonen. Die Lehrer oder die Mitglieder des Schulrates, sofern sie den nötigen Überblick besitzen, oder auch die Pfarrer haben da eine Lücke auszufüllen. Sie müssen der beruflichen Fehlleitung wehren, den falschen Ehrgeiz der Eltern bekämpfen, der so viel Unheil stiftet, weil nicht auf die Begabung und die Neigungen des Kindes Rücksicht genommen wird. Die sozialen Vorurteile und die Spekulation auf die sogenannten «nobleren Berufe» sind eine der verhängnisvollsten Triebfedern der Landflucht. An der Universität Bern studieren gegenwärtig nahezu tausend Juristen auf einmal — tausend in einem Lande, das mit Juristen schon reichlich gesegnet ist, und dabei ist Bern nur eine von den sieben Universitäten unseres Landes. Man muß es den Unsrigen immer wieder sagen, daß die Berufe im Handel und bei der Angestelltenschaft überlaufen sind und daß ein wirtschaftlicher Rückschlag, der Arbeitslosigkeit bringt, die Leute aufs Pflaster setzen kann. Wie mancher Bursche vom Lande, der in der Hoffnung auf irgendeinen Glücksfall in die Stadt zog, dann aber als Handlanger proletarisiert wurde, hat es bitter bereut, aber mit einem Rest von bäuerlichem Stolz sich geschämt, es einzugestehen!

Die Jugend ist über das Stadtleben aufzuklären, aber nicht in dem Sinne, daß man die Städte als Sündenbabel darstellt; denn damit werden nur die Neugier und der Appetit geweckt. Die Wahrheit besteht darin, daß in den Städten, wenigstens in der deutschen Schweiz, die

große Mehrheit der Einwohner um 10 Uhr abends zu Bett geht und um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr morgens aufsteht, daß sie Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungssorgen hat und jedes Zwanzigrappenstück zweimal umdreht, bevor sie es ausgibt. Das Land bietet Vorzüge und Schönheiten, die den Vergleich mit dem bißchen Schönheit von Kino, Café dansant und Fußballmatch wahrlich nicht zu scheuen brauchen. Aber man darf nicht müde werden, für die *Pflege des Dorflebens* zu arbeiten, auch für Fröhlichkeit, auch für Unterhaltung, wenn man die Landflucht aufhalten will. Wir müssen an die Tradition anknüpfen, die Dorffeste veredeln, der Verschandelung der Häuser und der Landschaft im Sinne des Heimatschutzes wehren, die Musikvereine unterstützen, die Trachten ehren, wenn sie nicht nur eine äußerliche Aufmachung sind und nicht nur der Propaganda für Hotel- und Verkehrsunternehmungen dienen. Unterstützung verdient auch das Theaterspielen, wenn wirklich gute, volkstümliche Stücke ausgewählt werden und nicht weinerliche, kitschige, unfreiwillig komische Schauspiele, die man aus dem Tirol oder Oberbayern importiert.

Wie vieles läßt sich sonst noch vorschlagen: Vorführung von Filmen, die das Schweizerische Schul- und Volkskino vermittelt, Bestellung von Bücherkisten, die die Schweizerische Volksbibliothek bis ins hinterste Bergdorf gratis schickt, Volksabende, Gründung von Sportvereinen für die Jugend. Aber wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Das alles sind ja nur Glieder in der Kette von Maßnahmen, deren Ziel sich in wenige Worte zusammenfassen läßt: Weckung des bäuerlichen Selbstbewußtseins, der Freude am ländlichen Leben, des Gemeinschaftsgeistes, der Herzensbildung; Erhaltung der selbständigen Existenzen, die nicht bloß ein Rad in der großen Maschine des Beamtenstandes bilden; körperlich und seelisch gesunde Familien, die den Kinderzuwachs als Segen und nicht als unbequeme Belastung empfinden. Ohne das werden unsere Bergtäler veröden und in Schafweiden verwandelt oder von Veltlinern und Bergamaskern besiedelt werden, die weniger Ansprüche stellen und sich dabei immer noch durchschlagen.

Aber es braucht noch ein Mehreres, um die Landflucht aufzuhalten. Der Bauer wird nicht ausharren, wenn er Papier und Bleistift nimmt, um seine Rendite in Prozenten auszurechnen; er wird auch nicht bleiben, wenn man seiner Arbeit eine rein sittliche oder eine patriotische Bedeutung zuschreibt; er wird auch nicht immer durchhalten, wenn man in bester Absicht alle möglichen Mittel in Bewegung setzt, um sein Leben inhaltsreicher und interessanter zu gestalten und seinen Feier-



TURO PEDRETTI: FORELLEN

abend zu verschönern. Damit der Bauer mit der Scholle verbunden bleibt, muß er seinen Beruf als eine göttliche Berufung auffassen. Auf dem Boden, den seine Vorfahren mit ihrem Schweiß gedüngt haben, muß er sich im alten biblischen Sinne als ein Arbeiter im Weinberg des Herrn fühlen. Das ist ein Gebiet, das allen Hilfsaktionen von auswärts, allen behördlichen Maßnahmen und allen noch so gut gemeinten Ratschlägen entrückt bleibt. Zuletzt und entscheidend kommt es doch auf den Bauer allein an.

Erzählen wir zum Abschied noch eine kleine Geschichte, die keines Kommentars bedarf, weil jeder Leser selber darüber nachdenken mag.

In einem prunkvollen Schlosse, mitten in seiner herrlichen Residenzstadt, lebte einmal ein mächtiger König, der verfiel in tiefe Melancholie. Die Leibärzte waren ratlos, und sogar die Professoren und Spezialisten, zum Konsilium herangezogen, waren am Ende ihres Lateins. Schließlich befragte man die Magier, und sie fanden heraus, daß es ein einziges Mittel gebe, um den unglücklichen König zu retten: Wenn er das Hemd eines Menschen anziehe, der vollkommen glücklich sei, so würde die Gemütsverdüsterung von ihm weichen. Sofort wurden Ämter und Kommissionen gebildet, die das ganze Reich nach den Besitzern der geeigneten Hemden durchsuchten. Leider aber war es vergebliche Mühe. Weder beim gewöhnlichen Volke noch bei den höheren Ständen fand sich ein vollkommen glücklicher Mensch. Endlich entdeckte man hoch in den Bergen, in einem abgelegenen Winkel, einen in harten Verhältnissen lebenden Bauer, der den Erfordernissen entsprach. Er lebte zufrieden mit seiner Frau, seinen Kindern und seinen Geißen und sang den ganzen Tag bei der beschwerlichen Arbeit. Schon drangen die Mitglieder der Kommission triumphierend auf den Bauer ein, um ihm das Hemd auszuziehen — da machten sie die Entdeckung, daß er gar keines anhatte. Er war zu arm, um sich ein Hemd leisten zu können. Nun stand es fest, daß dem kranken König nicht mehr zu helfen war.